

## Predigt über Matthäus 25,31-46

*Wenn der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sich setzen auf den Thron seiner Herrlichkeit. Und alle Völker werden vor ihm versammelt, und er wird sie voneinander trennen, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken trennt. Und die Schafe wird er zu seiner Rechten stellen und die Böcke zu seiner Linken. Dann wird der König zu denen zu seiner Rechten sagen: herbei, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist seit der Gründung der Welt. Denn ich war hungrig, und ihr gabt mir zu essen, ich war durstig, und ihr gabt mir zu trinken, fremd war ich, und ihr habt mich aufgenommen, nackt war ich, und ihr habt mich gekleidet, krank war ich, und ihr habt nach mir gesehen, im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dich gespeist oder durstig und dich getränkt? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und dich aufgenommen oder nackt und dich bekleidet? Wann haben wir dich krank gesehen oder im Gefängnis und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und ihnen sagen: Amen, ich sage euch: Wie viel ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Dann wird er auch denen zu seiner Linken sagen: weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt, fremd war ich, und ihr habt mich nicht aufgenommen, nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet, krank und im Gefängnis, und ihr habt nicht nach mir gesehen. Dann werden auch sie antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder fremd oder nackt oder krank oder im Gefängnis gesehen und haben dir nicht gedient? Dann wird er antworten und ihnen sagen: Amen, ich sage euch: wie viel ihr einem dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan. Und diese werden hingehen in ewige Pein, die Gerechten aber ins ewige Leben.*

Er war blind vor Angst, als in der Abenddämmerung plötzlich ein feindlicher Lastwagen auf ihn zuraste. Blind vor Angst riss er sein Gewehr hoch und schoss drauflos. Dann hörte er, wie der Lastwagen explodierte. In diesem Moment, so erzählt Sargent Steven Kuhn, fühlte er sich unbesiegt. Aber was kam danach? Danach kamen das Entsetzen und die Scham beim Anblick der getöteten Gegner: Kinder darunter. Danach kam das Gefühl der großen Leere, als der Golfkrieg vorbei war. Es kamen die Schmerzen und Schwächeanfälle, die vom Einatmen der Giftstoffe in den eigenen Waffen herrührten. Und es kam die große Wut, die den Unteroffizier Steven Kuhn zu einem gefährlichen Mann für seine Angehörigen machte. Die innere Leere, die Scham, die Schmerzen und die furchtbaren Wutanfälle begleiten ihn seitdem wie ein Fluch. Er ist nicht verendet wie so Viele in den Schützengräben der Weltkriege. Das große Grauen, das wir uns am Volkstrauertag vergegenwärtigen, hat er nicht erlitten. Und doch hat ihn der Krieg gebrochen. Als Sieger kam er heim – und bleibt doch ein Verfluchter, wie er uns in der Rede vom Weltgericht vor Augen gestellt wird, einer, der aus der Hölle nicht rauskommt.

Ein anderer Unteroffizier in einem andern Krieg war nicht blind vor Angst, als es darauf ankam. Schon in Wien in seinem Radiogeschäft konnte er nicht glauben, was doch in jenen Jahren überall behauptet wurde: dass die Juden eine Bedrohung sind, gegen die endlich durchgegriffen werden muss. Er sah das nicht ein. Und als er als Feldwebel in Litauen sah, was in den Ghettos und Lagern wirklich geschah, da glaubte er auch nicht, dass ihm die Hände gebunden seien. Es verbarrikadierte sich nicht wie seine Kameraden hinter der Vorstellung, dass diese Menschen, die hungerten und froren, ja wohl auch nichts wert seien. Er sah ihr Leid und tat, was er konnte, um wenigstens Einige zu retten. Im Februar 1942 wurde er erwischt und zum Tode verurteilt. Er bat seine Familie um Verzeihung, er schrieb: „Ich habe ja nur als Mensch gehandelt.“

Dass es den Feldweibel Anton Schmid gab – für die Geretteten bedeutete das nicht nur ein Davonkommen. Es half ihnen auch zu glauben: Die Spur Gottes ist nicht ganz erloschen. Anton Schmid hat eine Lichtspur hinterlassen, wie es die Gesegneten tun.

„Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters“, „Geht weg von mir, ihr Verfluchten“ – so heißt es in der Vision des Matthäusevangeliums vom großen Gericht. Und was da gemeint ist mit Fluch und Segen, mit Gottesferne und Gottesnähe, das lässt sich wohl verstehen, wenn wir uns Schicksale vergegenwärtigen wie die von Steven Kuhn und Anton Schmid. Blind vor Angst, nur Feinde vor Augen, töten müssen, siegen müssen, sich selbst verlieren und nicht wieder herausfinden aus der Hölle: Wie Viele haben sich nach den Kriegen unter diesem Fluch wiedergefunden.

Und ziemlich klein ist die Schar derer, die von dieser Blindheit nicht befallen waren, die die Not sahen und retten wollten. Dass es sie gab, wie es sie ja auch im Evangelium vom Weltgericht gibt, das soll nicht vergessen sein. Wir sollen nicht denken, es gäbe gar keine Wahl, wenn es drauf ankommt: wegschauen oder hinschauen, töten oder retten, Fluch oder Segen.

Aber wir sind ja gut dran. Wir müssen nicht töten, wir müssen auch nicht unter Einsatz unseres Lebens retten. Wir haben genug, um unsere vielen Altkleider zum Roten Kreuz zu tragen, auf dass sie denen noch nützen, die sich nichts Neues kaufen können. Es tut uns nicht weh, zu Weihnachten etwas großzügiger für „Brot für die Welt“ zu spenden. Natürlich wollen wir, dass das aufhört mit dem Hunger. Wir lassen auch die Kranken nicht einfach im Stich und Fremde sind doch auch jede Menge in unserm Land, die versorgt werden. Sollten wir uns da nicht zu den Gesegneten zählen können, die den Erwartungen des Menschensohns gerecht werden?

Aber so selbstgewiss entlässt uns die Rede vom Weltgericht nicht. Das spüren wir schon: Dieser gewisse soziale Anstand, den wir uns in bürgerlichem Wohlstand leisten können und wollen, ist noch nicht die Lichtspur des Segens. Der bloße Anstand führt uns ja auch nicht heraus aus den alltäglichen Kleinkriegen, dem verfluchten Daseinskampf, wo die Angst und das Misstrauen immer mitspielen und wir doch sehr auf der Hut sind, dass wir nur ja nicht zu Verlierern werden.

„Herr, wann haben wir denn ...?“ – es ist diese Frage, die als bohrender Stachel hängenbleibt aus der Rede vom Weltgericht: Offenbar haben diejenigen, die sich der Not der Geringgeschätzten angenommen haben, gar nicht gemerkt, dass sie gottgefällige Werke tun. Sie haben bloß gehandelt wie man das eben tut unter Freunden, unter Menschen, die einem nahe stehen, denen man sich verbunden fühlt. Es gab offenbar keinen großen Abstand zwischen ihnen und den „Geringsten“. Da waren sie wohl selbst nichts Höheres.

*Herr, wann haben wir denn ...?* – das fragen nun mehr oder weniger empört auch diejenigen, die sich auf der Seite der weggeschickten Böcke wiederfinden. Sie sind sich keiner Schuld bewusst. Sie haben das offenbar nicht gesehen, die Not, die Bedürftigkeit der Andern. Die waren einfach zu weit weg. Aus der Ferne haben sie da wirklich nur Leute gesehen, die es nicht verdienten, ernst genommen zu werden: Versager, Faulpelze, Schmarotzer, Gefährder – Leute eben, vor denen sie sich in Acht nehmen mussten.

In meiner Vorstellung sind es durchaus anständige Leute, Leute wie wir, die sich wiederfinden auf der Seite derer, die es einfach nicht gesehen haben, wo da eine Not war, die sie was anging. Gerade die Anständigen sind ja nicht frei von diesem richtenden Blick, der weiß, wer die Zuwendung verdient und wer sie nicht verdient. Gerade sie haben schon immer ihr eigenes Weltgericht im Kopf, in dem es eben die Geringen gibt, die man sich vom Leibe hält und die Tüchtigen, zu denen man selber gehören will. Es gibt das Oben und das Unten – und wer sich oben halten will, hat gegen die da unten immer etwas zu verteidigen: das eigene Recht, es besser zu

haben, allemal. Schließlich hat man hart dafür gearbeitet, sich an die Spielregeln gehalten, ein ordentliches Leben geführt. Das kann man ja nun von den jungen Bettlern in der U-Bahn nicht sagen. Und die bulgarische Putzfrau arbeitet auch nicht so, wie das bei uns üblich ist – kein Wunder, dass die nicht auf die Beine kommt. Und all diese geflüchteten jungen Männer, die haben doch ihre Familien verlassen, um hier vom Wohlstand zu profitieren, sowas gehört sich nicht. So geht die Rede auch unter hoch anständigen Menschen, die für ‚Brot für die Welt‘ spenden.

Es sind die Geringen, die Bedürftigen dann doch auch solche, die unter dem Verdacht von Minderwertigkeit oder Bedrohlichkeit stehen – die man von sich abwehren muss.

Wo kommt er her, dieser richtende, abwehrende Blick? Er hat wohl damit zu tun, dass man sich schützen will vor den Zumutungen der Andern, sich behaupten will im eigenen Recht. Vielleicht hat er auch mit der Angst zu tun vor der eigenen Armseligkeit und Bedürftigkeit, die sich hinter den Fassaden der vorzeigbaren Tüchtigkeit verbergen mag. Nein, in armseligen, verlotterten, bettelnden Menschen will ich nicht Nächste sehen, die sind wie ich.

Der richtende Blick, der abwehrt, was nicht meinen Standards entspricht, der Blick, der Menschen einteilt in hoch und niedrig, zugehörig und nicht zugehörig – der ist ja in dieser Welt doch der übliche, der uns von Anbeginn eingepflichtete Blick. Dass es ein verfluchender, ein verfluchter Blick ist, dafür müssen uns die Augen überhaupt erst geöffnet werden. Sie werden uns geöffnet vor dem Richterstuhl Christi, wenn wir hören: Er will überhaupt nichts davon wissen, was wir erreicht und vorzuweisen haben. Ihm geht es einzig und allein darum, ob wir im Andern den bedürftigen Mitmenschen sehen konnten – oder ob wir doch immer nur richtende, abwertende, abwehrende, angstbesessene Leute waren.

Aber indem wir so gefragt werden, wird es uns ja auch zugetraut, dass wir mit seinen Augen sehen können. Dass wir zu Angst und Abwehr nicht verurteilt sind – weil wir gar nichts zu beweisen haben in den Hierarchien dieser Welt. Sein Ja gilt uns in unserer menschlichen Armseligkeit – und wenn dieses Ja uns erreicht, dann muss sie doch zur Ruhe kommen, die Angst vor dem Geringsein. Dann wird er sich doch aufhellen, der geringschätzende Blick. Der Nebel wird sich lichten, in den wir die Andern tauchen, um sie in ihrem Recht und Bedürfen nicht sehen zu müssen. Und da – jenseits der Geringschätzung – kann sie dann anfangen, die Lichtspur des Segens. Es wird uns zugetraut, dass wir ihr folgen.

Jetzt leben wir ja doch in einer Zeit, in der es darauf ankommt, auch die hergebrachten Abgrenzungen zu überwinden, einer Zeit, in der auch die Entbehrungen in fernen Ländern uns etwas angehen, wo Frieden und Zukunft davon abhängen, dass wir uns in der einen Welt als die eine Menschheit verstehen. Und gerade jetzt schlagen sie wieder hoch, die Wellen der Feindseligkeit, die Ängste vor möglicher Bedrohung – das auftrumpfende: Wir müssen uns doch schützen vor den gefährlichen Andern. Wir schaffen uns ja selbst ab, wenn wir sie an uns herankommen lassen. Da werden nun diejenigen blind genannt und verteufelt, die die Gefahr nicht sehen. Aber wir lassen uns nicht einschüchtern. Im Licht Christi sehen wir keine dunklen Ungeheuer, die es zu bekämpfen gilt. Wir sehen Menschen, die leben wollen wie wir – und denen es zusteht, genug zu haben, wie uns.

Wir werden uns auch mit der Spende für „Brot für die Welt“ nicht beruhigen – und im Übrigen glauben, dass den tüchtigen Westlichen eben die Welt gehört. Wir werden nicht müde werden, nach einer gerechten Ökonomie zu fragen, uns nicht hinwegzulenken über die eigenen Privilegien und Vorteilsnahmen. Der Blick für die Entbehrungen unserer Mitmenschen – er muss in dieser Zeit ja doch ein weiter Blick sein.

Aber genauso, denke ich, gilt es, beim Allernächsten zu bleiben und über dem weiten Blick nicht gleich wieder in die Selbstgerechtigkeit zu verfallen, die sich schon immer auf der Seite der Guten weiß. Das Allernächste – das ist für mich die Frage: Wo fangen meine eigenen Geringschätzungen an? Wo fange ich an, die andern von mir wegzurücken, sie nicht mehr zu sehen als Mitmenschen, die etwas von mir brauchen? Bedürftig sind wir ja nicht nur, wo es um Essen und Trinken und Kleider und Obdach geht. Wir hungern und dürsten auch danach, dass man uns ernstnimmt, zuhört, anerkennt, gelten lässt – nicht einfach gering schätzt. Viel Bitterkeit hat ihren Grund darin, dass sich Menschen da zu kurz gekommen fühlen. Manche Feindseligkeit löst sich auf, wenn ich den Andern nicht gleich von mir wegrücke, sondern ihn sehen kann in dem, was ihm fehlt und was er gerade braucht. Ich habe das – im Nachdenken über den Evangeliumstext – mal versucht, ein paar Tage zu üben. Und gemerkt, wie oft ich versage – wie schnell das doch immer geht mit dem innerlichen Wegrücken.

Sie kennen sie vielleicht, die schöne Geschichte vom Rabbi, der seine Schüler, fragt, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von Weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragt einer. „Nein“, sagt der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragt ein anderer. „Nein“, sagt der Rabbi. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“ Ich glaube, das will uns das Evangelium vom Weltgericht auch sagen.

Amen.